

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 3 (1913)

Heft: 40

Artikel: Fahrendes Volk

Autor: E.S.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640207>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wie er will. Und wie gesagt, waren die Schnittli das letzte Mal wirklich delizios."

„Ja, und noch eins,“ eröffnete leise wieder Frau Künsch. „Mein Neffe ist beim Bruder vom Verwalter im Geschäft; wer weiß, ob das dem armen Jungen nicht schaden könnte.“

„Man kann den Menschen allerdings nicht ins Herz sehen,“ bedeutete pathetisch Jungfer Trachsel. „Das Beste wäre sicher, wir überlegten uns die Sache noch einmal. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit.“

Das Wort „Flucht“ war noch nicht ausgesprochen. Jungfer Moser aber bewegte es lebhaft hin und her in ihrem Kopfe. Die Scheu vor der Frau Major hielt sie einstweilen noch zurück. So blieben denn die sechs alten Frauen immer noch beisammen stehen an der Valustraße und flüsterten eine Weile weiter. Dann aber schlug sich Jungfer Moser auf einmal in beide Hände: „Herrjeh,“ sagte sie, „da habe ich völlig vergessen, daß ich meiner Kusine versprochen habe, mit ihr auf den Friedhof zu gehen!“ Und fort war sie, um die Ecke, wo die Torshutte stand.

Wieder flüsterten die zurückgebliebenen noch ein Weilchen, da erklärte Frau Künsch: „Wie es zieht hier! Irgendwo im

Gang muß ein Fenster offen stehen. Und ich habe keine Watte in den Ohren.“

Und auch sie verschwand um die Ecke, wo die Torshutte stand, um das Zugwindfenster zu schließen.

Sie entfernten sich alle, eine um die andere. Der Mut reichte nicht aus. Der Mann drunten war zu gewaltig. An der Valustraße lehnten zuletzt nur noch aufrecht die Frau Major und klein, vornübergebeugt, die 82jährige Frau Blau, die die ganze Zeit über geschwiegen hatte.

„Und nun?“ fragte sie mit ihrem kleinen, weltweisen Lächeln, „Frau Major, gehen wir zwei nun allein reklamieren?“

„Nein, ich danke, entgegnet diese mit der Stimme tiefster Empörung, „mögen sie ihre Schnittli weiter essen. Ich verliere kein Wort mehr.“

Und damit schritt sie laut, rasch, hallend durch den leeren Gang zurück. Hinter ihr her trippelte langsam, mühevoll, als einzige Getreue, die Frau im schneeweissen Haar mit dem schwarzen Wolltüchlein darüber.

(Fortsetzung folgt.)

Fahrendes Volk.

Ich weiß es noch, was unsere Mutter sagte: „Ihr seid alle miteinander Waldbagabunden!“ Und ein warmes Sonnenlächeln ließ über ihr gütiges Frauengesicht. „Geht meinetwegen, aber macht, daß nichts Dummes passiert!“ — Und fort gingen wir Mädchen und Buben wie auf wilden Rossen querfeldein nach dem Wald, nach dem Bremgartenwald. Aber was wißt ihr Heutigen von den Kriegslagern, die wir Kinder tagelang im „Brämer“ feierten; von den Holzfesten, die wir schufen; vom Schatzgraben in später Sommernacht auf „Nägelisboden“ und vom Fleisch- und Kartoffelbraten in der „Rittere“, hoch am Nagelfluhhang, dem „Ländli“ gegenüber. Nichts wißt ihr, gar nichts. . . . Damals kannten wir jeden Baum im Bremgartenwald, von der „Neuzern Enge“ bis nach „Bethlehem“, und weiter bis zum Kappelenbrücklein; jedes Weglein waren wir gegangen, jede Brombeerhecke kannten wir im Blühen und Reifen und jede Waldlichtung wußten wir zu finden, wenn die Zeit um die Himbeerreife war. — Und was für Entdeckungen und Bekanntschäften wir auf unsrer Fahrten durch den weiten, weiten Wald machten! —

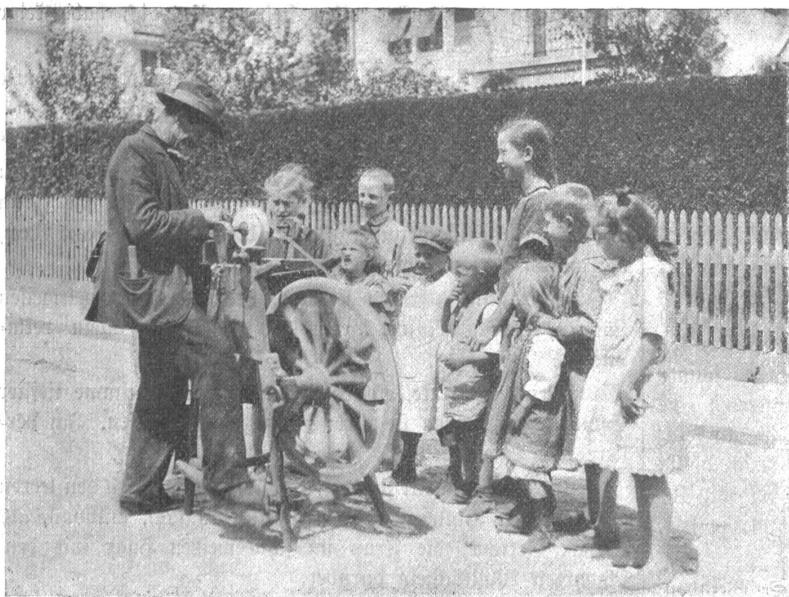
Einmal, an einem späten Sommernachmittag, kamen wir Buben von der Haselnussrente. Jeder hatte ein kleines Zwischäcklein voll Nüsse erjagt. Fröhlich singend und zwischen-durch Nüsse knackend, strichen wir durch den niedern Buchenwald. Weithin summte das Echo und wo wir durchkamen, schreckten die Bügel schreiend davon. Daß uns die Zweige wie zornig ins Gesicht schlugen, störte uns nicht. Auf eine Schramme mehr oder weniger kam es nicht an. Wenn aber einmal alle schwiegen, was selten vorkam, war unser Gehren ein Schleichen wie auf Filzsohlen oder ein Rascheln wie ein Laubschütteln.

Auf einmal streckten wir die Spürnasen in die harzige Luft. Einer hatte Holzrauch gewittert und ein anderer fremde menschliche Stimmen vernommen. Jetzt kam ganz deutlich von irgendwoher ein tierhaft kleiner Schrei an den jungen Buchen vorbei zu uns. Und jetzt noch einer und noch einer.

„Hoppa, galopp!“ kommandierte der älteste. Dann stürmten wir den ausklingenden Ruf entgegen. Wenige Augenblicke später befanden wir uns in einer kleinen Waldmulde. Ein Bächlein floß braun in eine helle Lichtung hinein.

Später gewahrten wir, vom tiefen Grün des Waldes scharf abgehoben, einen gedeckten Wagen, ähnlich wie ihn Zigeuner mitführen sollten. Aus dem Dach stach ein Kaminrohr vorwiegig in die Luft. Unweit des Wagens war auf dem braunen Waldboden ein aus Steinen zusammengesetzter Herd zu sehen. Ein großer Kessel hing darüber, ein jantes Räuchlein umwölkte ihn und zog in bläulichen Nebellinien zu uns herüber. „Du, sieh da, Zigeuner!“ flüsterte einer in scheuer Begriffslosigkeit. „Aber nein,“ erregte sich ein anderer, „das sind die Messerschleifers,“ und schritt nach der Lagerstätte hin. Wir andern hinter ihm drein. Vor dem Wagen, auf dem Waldboden, hockte die Familie wie ein Bölklein Hühner. Mitten unter ihnen, auf einem morichen Baumstumpf, saß eine Frau, die Mutter. Rings um sie kauerten die Jungen. Sobald sie uns sah, erhob sie sich und kam auf uns zu. Auf den Armen trug sie ein länglich gewickeltes Lumpenbündel, daraus ein kleines weißes Gesichtchen leuchtete. Zwei Füßchen waren krampfhaft bemüht, den kleinen Mund zu stopfen. Sie mußte ihr Junges eben gestillt haben, denn ihre flache Brust stach bläulichweiß vom schmutzigen Kittel ab. Jetzt kamen zwei Buben fast gleichzeitig herzu, die sonderbaren Waldeichöpfchen glichen in ihren rundlichen Köpfen, dem blonden, fellartigen Haar, das an den Schläfen leicht gekräuselt war. Sie gingen barfuß und ihre kurzen Beine steckten in abgezägten Männerhosen. Ein Träger lief von links vorne quer über die Brust nach rechts hinten und hielt die Hosen mühsam vom Boden hoch. Ein paar kleinere Kinder, die noch nicht so flink auf den Füßen waren, wie die beiden ältern, trabten herzu. Eines deckte bloß mit dem viel zu kurzen Hemdchen das Nackte des jungen Leibes, während ein anderes das lange Prinzenkleidchen eines Herrschaftskindes austrug und unter weißem Blondhaar, das wir über sein Gesichtchen hing, aus dunklen Augen neugierig schau auf uns sah. Ich sehe die Augen dieses Mädchens heute noch, die wie eine stumme Frage auf uns gerichtet waren.

„Was habt ihr in euren Säcklein?“ fragte jetzt die Frau, und sah mit warmen, sanften, leidenden Augen zu uns und streichelte mir die Wangen. Mit schnellen, lautlosen Schritten kamen die Jungen herzu und als wir unsre Säcklein



Fahrendes Volk: Der Messer- und Scherenschleifer in einem Außenquartier der Stadt Bern.

öffneten, griffen sie mit Bewegungen, wie man Fliegen fängt, nach den Früchten. „Oh, die schönen Nüsse!“ sagte die Frau, und dann mußten wir erklären, wo wir sie geholt hatten. Wäre der Abend nicht bereits zu weit vorgeschritten gewesen, hätten wir uns sofort mit den Kindern nach den Haselnusshecken gemacht; so aber begnügten wir uns, mit dem Zeigefinger nach irgendwohin in die Luft zu stechen und die Richtung anzudeuten. Indessen hockten die Kinder am Boden und knallten mit der Riedlichkeit und der Gewandtheit von Nagetierchen die Nüßschalen auf und verschlangen die bittersüßen Früchte.

Am nächsten Tag wollten wir nach der Schule die beiden Jungen zum Nüssefammeln abholen. Aber wir kamen zu spät. „Sie sind schon fort gegangen,“ erklärte uns die Frau, und lächelte, als wir bezweifelten, daß sie den Platz auch richtig gefunden hätten. „Die finden alles!“ — Das war schon wahr. — Als wir nämlich zu den Büschen kamen, scholl uns lautes Lachen entgegen und wie flinke Tierchen krochen die Kinder aus den Büschen heraus. Auf den Sträuchern war aber keine Frucht mehr zu finden. Alle waren abgezupft und lagen geschichtet in den hochgeschwollenen Hosentaschen der beiden Buben. Da wir jedoch noch Plätzchen kannten, die uns für den Verlust entschädigen würden, vertrieben wir den Tag mit Holzsammeln für die Waldleute.

Jeden Tag waren wir nun in der Waldbülde bei den Messerschleiferleuten zu treffen. Nach und nach hatten wir auch ihre Geschichte vernommen; bruchstückweise, gewissermaßen herausgelockt hatten wir sie ihnen. Vor ungefähr vierzehn Tagen hatte sich die Familie, aus dem Argau kommend, in der Bülde festgesetzt. Der Vater war Scheren- und Messerschleifer und trieb sich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht drinnen in der Stadt herum. Mit einem kleinen Dreiräderkarren läuft er die Gassen auf und ab, läutet mit der

alten Kuhglocke die Leute herbei und ruft die Häuser hinauf: „Scheerenschleifen, Scheerenschleifen — Messerschleifen.“ Den Mägden und Frauen ist er eine wohlbekannte Figur und gerne suchen sie die stumpfen Messer und Scheren hervor, um mit dem Bielgerichten nebenbei ein Schwätzchen zu machen. Geht die Zeit um Mittag oder Abend herum, so erhält er auch sein Essen und Trinken und was davon übrig bleibt, wandert in den tiefen Kästen am Karren für seine Familie im Wald. So treibt er sein Handwerk so gut es geht, lebt mit seiner Familie von den geringen Erträgnissen seiner Arbeit und von dem, was mildtätige Menschen ihm schenken. Manchmal läutet er auch die Dörfer ringsherum ab, und kehrt oft tagelang nicht zu den Seinen zurück. Dann geht es der Frau und den Kindern recht schlecht, weil er ein Gläschen oder mehr nicht verschmäht, seinem gewissermaßen Kollegen, dem Sägenfeiler oder Haufierer, begegnet, und mit ihnen ein Wiedersehen feiert. Nicht im Krug, o nein, der Wirt will von solchen Gästen nichts wissen, aber den Liter Kartoffelsud ließt er ihnen, den sie hinterm Busche am Wege trinken. Den Rausch verschlafen sie dann irgendwo im Walde. „Ach, nachher kommt der Vater immer arg verstimmt und gereizt zu uns zurück,“

schloß einmal die Frau ihre Erzählung wie in leiser Erschöpfung, und machte so starre Augen, daß uns ein Schauer überlief.

„Wo habt ihr denn das Pferd, das euch den Wagen zieht, wenn ihr weiter wollt?“ fragte einmal einer der unfrigen. Da lachten die beiden Buben so unbändig, als wäre es der beste Witz. „Ein Pferd?“ fragte die Frau ungläubig, „das haben wir nie gehabt; aber einmal einen Esel. Er ist gestorben ohne Krank zu sein. An einem Morgen war er tot. Seitdem sind wir die Pferde, der Vater, die Buben und ich. Manchmal gliedert sich uns auch der Schwager Sägenfeiler an und hilft den Wagen ziehen. O je, das ist oft ein hartes Stück Arbeit; besonders wenn viele Gemeinden nacheinander um ihre Wälder verschließen und wir immer weiter ziehen müssen, immer weiter, bis es vor Erschöpfung nicht mehr weiter geht und wir alle miteinander liegen bleiben wo wir gerade sind.“ — „Und fürchtet ihr euch eigentlich nicht, so allein im Walde zu sein?“ — „O nein, vor niemand, der im Walde lebt. Wir



Fahrendes Volk: Der Beckifechter, der früher, als noch mehr rotes Geschirr im Gebrauch war, mit seinem wenigen Werkzeug (Bohrer, Zange, Eisendraht und Gips) von Dorf zu Dorf zog.

kennen nur eine Furcht, nämlich die Furcht vor den Landjägern. Denn die haben kein Herz und meinen, ihre Uniform berechtheite sie zu Brutalitäten."

Einmal kamen unserer zwei in den Wagen, der uns wie ein großes Geheimnis schien. Es war gar nicht so unwohnlich darin. Freilich Betten waren keine da, aber wollene Decken und Tücher und Brütschen und Verschlüsse. Ganz vorne befand sich die Küche, daneben waren zwei übereinander gestellte Kästen, an denen die Stirnwände fehlten. Stroh und Tücher lagen darin und die beiden Jungen erklärten sie als ihre Schlafstätten. Das Kleinste schlief bei der Mutter auf dem Strohsack am Boden. Wenn es regnete, schlief auch der Vater im Wagen; die schönen Sommernächte verbrachte er aber neben dem großen Hund unter ihm.

Manchmal war es uns jetzt, als gehörten wir auch zu der Familie im Walde. Wir bettelten von unserer Mutter Geld, und kauften Zucker, Schokolade, Macaroni ein, um es in den Wald zu schleppen. War das eine Freude! Niemand fragte uns, woher habt ihr das; die Kinder jubelten, nahmen die Päckchen, stießen sich an, lacherten und warfen sie in den Wagen. Dafür schenkten sie uns Dinge, die sie im Walde gesammelt hatten: Leere Wespennester, schöne Vogelfedern. Einer der Buben verfertigte uns aus abgezogenen Weidenrindern eine richtige Panspfeife und lehrte sie uns spielen.

Ein andermal fragten wir zufällig: „Wo wohnt ihr dann eigentlich im Winter?“ — „Ach“ sagte die Frau und machte traurige Augen. „Da ziehen wir nach dem Elsaß, das unsere Heimat ist. Sobald sich der Wald färbt, machen wir uns auf den Weg, daß wir in den Vogesen sind, wenn der erste Schnee fällt. Dort gibt es dichtverwachsene, nachtschwarze Tannenschönungen, wo kein Schnee durchfällt und der Boden auch im Winter trocken und warm bleibt. Auch gibt es Holz genug, um das Feuer immer zu nähren. Einen Winter lang hielten wir uns auch in einer halbverfallenen Jagdhütte auf. Einen andern nisteten wir uns in der Wegelburg, einem andern im Fleckenstein ein. In den Felsenkammern und Verließen war es warm. Im Burghof brannte dann Tag und Nacht ein Feuer. Zu essen hatten wir auf lange Zeit genug. Eine ganze Sack getrockneter Schwämme besaßen wir und mehrere Säcke Kartoffeln, die wir unterwegs „gefunden“.“ Geld kam auch einiges zu uns. Vater führte diesen und jenen Jagdherrn zu der Stelle, wo der Rehbock austrat, wenn es über der Weide zu dämmern anfing. Und Vater ist selbst ein Jäger, der auf Sonntag für einen Braten zu sorgen weiß.“ Fast erschrocken und etwas verblüfft über sich selbst, schwieg jäh die Frau. — „Hatte sie zu viel verraten? — Ihre milden Augen waren während der Rede lebendig geworden und blitzen. Fürchtete sie etwas von uns? Nun fiel ihre Gestalt wieder zurück. „Buben, schafft Holz herbei, marisch, fort!“ rief sie



Sahrendes Volk: Der Sägefeiler, der mit seinem Bock die Dörfer durchzog und von haus zu haus auf der „Stör“ die Sägen wieder scharf machte.

jetzt plötzlich und machte mit einmal ein Gesicht, daß wir auf und davon stoben.

Der nächste Tag war ein Regentag. Die Mutter ließ uns nicht los. Als wir am darauffolgenden Tag in die Waldmulde kamen, war der Platz leer. Die Familie Scherenschleifer war fortgezogen. Wohin? Wer wußte es? Einer unbestimmten Zukunft entgegen! — Da, wo sie die vergangenen Tage gehaust, lag noch ein Häuflein Asche, und tiefe, in den weichen Waldboden eingegrabene Räderfurchen waren zu sehen, sonst deutete nichts darauf hin, daß hier Menschen gelebt hatten, Menschen, gerade so wie wir. Wir hatten ihnen nicht einmal „Lebewohl“ gesagt.

Viele Jahre sind seitdem verflossen. Nie habe ich vernommen, was aus den Waldeuten geworden ist. Auch war viele Jahre hindurch kein fahrender Schleifer in unserer Stadt zu sehen, bis plötzlich vor einigen Tagen in den alten Gassen ein weithin vernehmbares Klingen die Frauen an die Fenster rief und sie daran gemahnte, daß ihre Messer und Scheeren stumpf seien. Sie waren etwas erstaunt über die unerwartete Erscheinung aus einer entschwunden geglaubten Zeit, und es dauerte daher schon einige Zeit bis der wiedererwachte fahrende Messerschleifer Arbeit bekam. Dagegen sind seine beiden Kollegen, der Sägefeiler und der Geißriffelkutter aus den Straßen der Stadt verschwunden. Nur auf dem Lande, bei einsamen Bauernhöfen, trifft man sie noch an, wenn sie von den Kindern umringt, um geringen Lohn ihre Beschäftigung ausüben.

E. Schr.

„Die Frau und der Sozialismus.“

IV.

Die Frau in der Zukunft.

Eine verheißungsvolle Kapitelüberschrift, wird mancher Leser denken. Der Buchberichterstatter hat schwer, die Erwartungen zu befriedigen, die damit erweckt werden. Bebels Buch hat in seinem letzten Teile, eben in dem, der in der ersten Ausgabe diese Ueberschrift trug, die Bedeutung einer Programmschrift. Was er hier vorträgt, ist nichts mehr und nichts weniger als die Umrisszeichnung des berühmten sozialistischen „Zukunftsstaates“. Man braucht kein Parteigänger

zu sein, um dieses Gebäude mit Interesse und mit Bewunderung für die kühnen Architekten, die es entworfen haben, zu betrachten. Die Mehrzahl der Sachverständigen haben den Plan als unausführbar, den Sozialstaat als Utopie erklärt. Kein Grund für uns, die Ideen nicht kennen zu lernen, die Millionen Menschen ein Evangelium des Glaubens geworden sind. Hier müssen wir wieder ganz dringend betonen, worum wir schon eingangs gebeten: wir können und wollen nicht